NS-Raubkunst

„Kalte Kommission“

Ronald Lauder, 72, Präsident des Jüdischen Weltkongresses, zur Debatte um die deutsche Limbach-Kommission, die in Streitigkeiten um mögliche NS-Raubkunst Empfehlungen für oder gegen Rückgaben ausspricht

SPIEGEL: Herr Lauder, während eines USA-Besuchs sagte die deutsche Kulturstaatsministerin Monika Grütters der „New York Times“, sie wolle keinen jüdischen Vertreter in die Limbach-Kommission aufnehmen, sie unterstellt mögliche Interessenskonflikte. Was sagen Sie dazu?
Lauder: Ich empfand das als unangemessen und habe diesen Punkt deshalb bei unserem Treffen auch angesprochen.
SPIEGEL: Inzwischen versucht Grütters zurückzurudern. Und auch Sie haben sich ausdrücklich einen solchen Vertreter gewünscht.
Lauder: Ja, den brauchen wir auch, und ich freue mich, dass Frau Grütters offenbar keine größeren Einwände mehr dagegen hat. Ich hoffe, hier wird jetzt schnell gehandelt. Die gegenwärtige Kommission wird von vielen Antragstellern – oft sind das alte Leute – leider als kalt und distanziert empfunden. Niemand signalisiert ihnen, dass es in Ordnung ist, wenn sie um ihr Recht, um die ihren Familien gestohlenen Bilder kämpfen. Das Gremium zeigt zu wenig Einfühlungsvermögen.
SPIEGEL: Ist es ein Tribunal?
Lauder: Im Auftritt gegenüber den Opfern schon. Zugleich zeigt die Kommission keine Zähne. Ihre Leute gehen nicht in die Museen und sagen: Wir brauchen diese und jene Dokumente. Und: Man veröffentlicht zu wenig auf Englisch, man scheint auch keine Dringlichkeit zu empfinden.
SPIEGEL: Vor Kurzem stieg der Erbe des Kunsthändlers Alfred Flechtheim aus dem Mediationsverfahren aus.
Lauder: Ich bin kein Experte für diesen Fall, aber ich weiß, dass man wiederum den Eindruck hatte, dass Kälte und Intransparenz vorherrschten.
SPIEGEL: Oft heißt es, die Deutschen hätten genug davon, Raubkunst aus ihren Museen zurückzugeben.
Lauder: Ich habe einmal ein Museum besucht, in dem ein gestohlenes Bild hing. Bei meinem nächsten Besuch war es im Keller verschwunden.
SPIEGEL: Haben die Deutschen vergessen, dass sie sich zu den „Washingtoner Prinzipien“, also zu Aufarbeitung und Fairness, bekannt haben?
Lauder: Ich habe an der Vereinbarung mitgearbeitet. Das Abkommen ist schon 18 Jahre alt. Viele Länder haben mehr erreicht als Deutschland. Deshalb muss jetzt endlich etwas vorankommen. uk

ANDREAS SOLARO / AFP / GETTY IMAGES

Lauder

Nils Minkmar Zur Zeit

Das geht schon

Ich bin zwar lang nicht mehr hier gewesen, aber ich brauche keinen Stadtplan. Die Topografie von Saarbrücken, wo ich zur Schule gegangen bin und studiert habe, ist so, wie sie immer war. Und doch erkennt man die Zeichen eines kulturellen Wandels. Etwa an diesem Eckrestaurant unweit des Hauptbahnhofs: An der Fassade steht noch der geschwungene Schriftzug im optimistischen Orange der Siebzigerjahre „Saarbrücker Hähnchengrill“. Dort war der sogenannte Wienerwald, wo die Bevölkerung jahrelang das Trauma der mageren Zeiten bewältigte. Nun heißt es „Reiskorn“ und bietet asiatisches Allerlei vom Mongolengrill bis zum unvermeidlichen Sushi. Die Hühner werden es begrüßen. Die Buchhandlung einige Häuser weiter ist einem thailändischen Massagesalon gewichen. Ebenso erging es dem Copyshop, den privat schüchterne, ansonsten aber sehr radikale Linke betrieben. Ich erwartete immer, auf der Quittung einen Stempel mit RAF-Logo zu entdecken, und nun auch hier Massagen. Der Kampf muss nicht ewig weitergehen.

Die von jeher düsteren Ecken scheinen noch düsterer. Ganze Ladenzeilen mit Handyshops, Spielotheken und Shishacafés, alle mit verklebten Scheiben, davor stämmige Typen mit langem Bart. Hipster sind das nicht. Sie schauen grimmig, wie zu diesem Zweck gecastet. Eine Stadt, die groß sein möchte, muss hier und da auch gruselig sein. Am meisten hat sich die unterirdische Passage verändert, die zu Karstadt führt. Das war zuletzt ein düsterer, kriminogener Ort, an den sich nach Ladenschluss nur auswärtige Studienanfänger auf der Suche nach der U-Bahn verirrten. Saarbrücken hat keine U-Bahn. Nun schwimmen dort in großen Aquarien kleine Fische in Farben, die im Saarland sonst nicht vorkommen. Es gibt einen Waffelstand, und ein großer Hofladen stellt die Versorgung mit Biogemüse sicher. Das gab es früher nur in dem winzigen Laden eines grundlos bösen Urgrünen, dem der Spitzname „Schweineheinz“ anhaftete.

Die stumme Härte der späten Industriejahre ist etwas Neuem gewichen, es scheint, als wären mehr Licht und mehr Luft. Es wurde auch abgerissen. Das größte Problem des Landes war neben dem Mangel an Geld der Mangel an Menschen. Die Schulklassen hatten manchmal nur noch 16 Schülerinnen und Schüler. Seit einem Jahr kommen immer mehr Flüchtlinge, 4800 neue Schüler haben die Schulen des Saarlandes dadurch, drei oder vier Flüchtlinge pro Klasse, das ging. Die Kinder kommen in die Schule ihrer Nachbarschaft, es gibt keine Flüchtlingsklassen. Zuvor wurden Schulen geschlossen und Lehrerstellen abgebaut, nun werden fast 200 neue Lehrer eingestellt. Die Familien werden im kleinen Land verteilt, die Sportvereine freuen sich über neue Mitglieder. Es sind viele Flüchtlinge, aber das Land, dessen Urbevölkerung vollständig zugewandert ist, bleibt gelassen wie immer. Hier, an der Grenze, ist die Beständigkeit der Jahrzehnte bundesrepublikanischer Idylle die historische Ausnahme. „Wir schaffen das“, das klingt für skeptische Saarländer übertrieben großspurig, hier heißt es leiser: Ach, das geht schon.

An dieser Stelle schreiben Nils Minkmar und Elke Schmitter im Wechsel.